

OStD. Dr. H.-W.Erbe (1902 – 2001)
Schulleiter von 1946 bis 1954

- 1902, 30.06., Geburt in Christiansfeld/Nord-Schleswig
Vater. Organist der Herrnhuter Brüdergemeinde
- 1905 Umzug nach Herrnhut in der Oberlausitz
- 1912 Mitglied des Thomanerchores in Leipzig und damit
Schüler der althumanistischen Thomasschule
- 1922 Abitur
Studium in Leipzig und München: Philosophie, Geschichte, Germanistik,
Latein
- 1927 Doktorarbeit: „Zinzendorf und der Hohe Adel seiner Zeit.“
- 1928 Staatsexamen
- 1929 Forschungsauftrag zum 30-jährigen Krieg
der Bayerischen Akademie der Wissenschaften
- 1931 Schuldienst in Leipzig
- 1933 Assessor, verpflichtet in die SA einzutreten
- 1935 Austritt aus dem Staatsdienst und Austritt aus der SA
Unterricht in Niesky in Schlesien am Pädagogium der Brüdergemeinde,
ein humanistisches Gymnasium mit pädagogisch hervorragender
Heimschule -Heirat
- 1944 die Schule wird verstaatlicht,
Eintritt in den Staatsdienst von Sachsen-Anhalt;
Betreuung der Luftwaffenhelfer im Gebiet Anhalt, später Westfalen
- 1945 Flucht in den Harz, dort trifft er seine Familie;
Ende 1945 Übersiedlung nach Göttingen;
Vorträge im Rahmen der Universität, Kurse für Kriegsteilnehmer.
- 1946,1. Juli , aus der Stadtchronik:**
„Oberstudiendirektor Dr. Walter Erbe aus Niesky (Oberlausitz)
wurde in sein Amt als
Leiter der Oberschule für Mädchen eingeführt.“
1954 Angebot , die Leitung des nichtstaatlichen Landschulheimes in
Holzminden zu übernehmen.
- 1968 Ende dieser Aufgabe, Umzug mit der Familie nach Freiburg.
- 2001, 12.02. Tod in Freiburg –

CHRONIK FÜR DAS JAHR 1946

1. Juli 1946 Oberstudiendirektor Dr. Walter **Erbe** aus Niesky (Oberlausitz) wurde in sein Amt als Leiter der Oberschule für Mädchen eingeführt geworden.

http://stadtarchiv.goettingen.de/chronik/1946_07.htm

Auf Vorschlag der Philosophischen Fakultät der Georg-August-Universität ist Oberstudiendirektor Dr. **Erbe** von der Oberschule für Mädchen ein Lehrauftrag für geisteswissenschaftliche Didaktik erteilt worden

http://stadtarchiv.goettingen.de/chronik/1951_05.htm

Die Schule seit dem Kriege (von OStD. Dr. H.-W. Erbe) – 1953

Wenn unsere ehemaligen Schülerinnen zu einem Treffen zusammenkommen, so bilden sich unverkennbar verschiedene Gruppen, in denen sich die Geschichte der Schule spiegelt.

Am Tisch der ältesten Jahrgänge weiß man noch um die Töchioerschule in der „Alten Post“, an die noch eine Tafel am Ritterplan erinnert.

Eine größere Gruppe tauscht Erinnerungen aus an die Schulzeit in der Höheren Töchioerschule, die 1878 in das neue Gebäude an der Nikolaistraße, die heutige Herbartshule, eingezogen war und seit 1908 Lyzeum hieß.

Erlebnisse eigener Art haben dabei die Klassen gehabt, die die Nebenschule in der Wilhelm-Weber-Straße (1901 bis 1913) besuchten.

Eine besondere Gruppe wieder bilden die ehemaligen Luisenschülerinnen, die in der Privatschule in der Baurat-Gerber-Straße gingen und nach deren Schließung 1921 vom Lyzeum übernommen wurden.

Mit dem Einzug in das neue Schulgebäude am Friedländer Weg im Jahre 1913 war diese vielgestaltige Vorgeschichte abgeschlossen. Die Schule hatte endgültig ihren äußeren Rahmen erhalten, in dem sie sich nun ruhig und großzügig entwickeln konnte.

Die große Menge der 30- bis 50jährigen unter den Altschülerinnen verbindet ihre Schulerinnerungen mit diesem „Städtischen Lyzeum“.

Es war eine sich natürlich ergebende Fortentwicklung, wenn 1924 an das Oberlyzeum aufgebaut wurde, 1928 auch noch ein reformgymnasialer Zug. Seit 1927 wuchs eine neue Generation ehemaliger Schülerinnen heran, die mit der Reifeprüfung die Schule verlassen hatte..

In der Form der „Oberschule für Mädchen“ kam 1938 alles zum Abschluss.

Auch in Göttingen war die einstige Höhere Töchioerschule in die einheitliche Form des allgemeinen höheren Schulwesens übergegangen, und es war nur gleichsam eine Korrektur dieser Einheitlichkeit, wenn die frauliche Seite der Ausbildung ihre besondere Betonung erhielt durch die Einrichtung der „Frauenoberschule“ im Jahre 1934, die bald zu schöner Blüte kam und der Schule eine charakteristische Note gab.

Die Kriegezeit brachte eine unerwartete Veränderung: die Zahl der Schülerinnen begann in einem Maße zu wachsen, dass der bisherige Rahmen gesprengt zu werden drohte. Bis 1942 hatte die Zahl um 550 herum geschwankt; die Aula fasste im allgemeinen die ganze Schule. 1943 waren es mit einemmal 760, 1944 bereits 889 Schülerinnen. Man konnte diese sprunghafte Zunahme als vorübergehende Kriegeerscheinung betrachten; Göttingen blieb von Luftangriffen so gut wie verschont. Im ganzen befand sich die Schule in einer gesunden, organischen Entwicklung.

Da zerschlug das Jahr 1945 zunächst alles. Die verwirrende Übergangszeit kann hier nicht geschildert werde; sie verdient eine besondere Darstellung.

Als ich in dem Chaos allmählich eine neue Ordnung abzuzeichnen begann, als 1946 ein regelmäßiger Unterricht wieder aufgenommen werden konnte, da hatte sich vieles verändert, und die Verhältnisse blieben noch lange im Zeichen der Unruhe und des Übergangs.

Die Schülerinnenzahl stieg rasch auf über 900. Es gab Klassen mit 55, ja mit 59 Schülerinnen. Zur Reifeprüfung 1948 meldeten sich 88 Abiturientinnen. Die Zahl der Klassen stieg auf 27; sie steigt weiter und wird Ostern 1953 die 30 überschreiten. Dazu kam ein ständiger stürmischer Andrang von außen. Wenn 300 Mädchen zur Aufnahme in die unterste Klasse angemeldet wurden, so mussten ganz neue Methoden entwickelt werden, um diese Massen in der Aufnahmeprüfung zu bewältigen und dabei doch den einzelnen gerecht zu werden.

1947 wurde auf Anordnung des Ministeriums 10tägiger Probeunterricht eingeführt, der eine enge Zusammenarbeit mit der Volksschule ermöglichte und die Voraussetzungen schuf, um

von einer reinen Leistungsmessung zu einer Beurteilung der wirklichen Eignung zu gelangen. Er hat sich als die immer noch beste Lösung für eine unlösbare Aufgabe erwiesen.

Auch die Zusammensetzung der Schülerinnen änderte sich. Nahezu ein Drittel bestand aus Flüchtlingskindern, denen vielfach schreckliche Erlebnisse noch unmittelbar vor Augen standen; die Lebensläufe der Abiturientinnen jener Zeit bilden eine Sammlung erschütternder Dokumente.

Und was stand der Schule zur Verfügung, um diesen Ansturm der Verhältnisse aufzufangen ? Für 27 Klassen waren 16 Klassenzimmer vorhanden. Als Flüchtlingsaufnahmestelle hatte das Gebäude zudem manchen Schaden erlitten; der Südflügel blieb von der Militärregierung noch beschlagnahmt und konnte erst Ostern 1947 wieder benutzt werden. Seitdem hat das Hauptgebäude 20 Klassenzimmer. 1950 wurde die ehemalige Luisenschule zur Entlastung in ein Klassenhaus umgewandelt. Sie beherbergt seitdem 5 Klassen und ist so ihrer ursprünglichen Bestimmung unter ihrem ursprünglichen Namen wieder zugeführt. Trotzdem reicht der Platz nicht. Alle Nebenräume sind belegt; bei den jeweiligen „Kellerklassen“ reißen die Klagen über gesundheitliche Schädigungen nicht ab; der Unterricht muss gekürzt werden; die naturwissenschaftlichen Räume sind gänzlich unzureichend. So steht die Schule seit Jahren im Zeichen des Behelfs und zermürbender Vorläufigkeit.

Das Kollegium bestand bei der Schuleröffnung 1946 nur noch aus 12 unterrichtenden Lehrkräften. Es musste neu aufgebaut werden. Allmählich wuchs das alte Kollegium wieder zusammen und erweiterte sich in kurzer Zeit. Seitdem besteht es aus rund 50 Mitgliedern, für die im Lehrerzimmer nach wie vor 32 Plätze zur Verfügung stehen.

Wenn sich im Lauf der letzten Jahre die Verhältnisse in der Schule wie im öffentlichen Leben gefestigt haben, so hat sich doch erwiesen, dass die Schule unter dem Zeichen der großen Zahl bleiben wird, dass es sich in dieser Hinsicht also nicht um einen vorübergehenden Zustand handelt. Und das ist nicht nur ein räumliches und organisatorisches, sondern noch viel mehr ein pädagogisches und menschliches Problem.

Eine weitere Zersplitterung scheint sich zu ergeben durch den unterrichtlichen Aufbau der Schule mit ihren verschiedenen Ausbildungszweigen, wie er sich durch die Neuordnung des Unterrichts ergeben hat.

Die Frauenoberschule ist allerdings eingegangen. Sie hatte einen unverwindbaren Schlag bekommen, als ihren Abiturientinnen die Studienberechtigung abgesprochen wurde. Sogar die Umbenennung in „hauswirtschaftliche Abteilung“ wurde vielfach als Degradierung empfunden.

Zwar schien die Vereinigung von praktischer, theoretischer und musischer Ausbildung gerade dem Wesen und den Aufgaben der Frau zu entsprechen. Aber eine Ausbildung, die weder eine unmittelbare Berufsvorbereitung noch bestimmte Berechtigungen verschafft, kann sich heute offenbar nicht mehr halten. Ostern 1952 wurden die letzten Abiturientinnen dieses Zweiges entlassen. Doch liegt die Küche nicht brach; ein wahlfreier, hauswirtschaftlicher Unterricht wird in die 10. Klasse eingebaut und findet starken Zuspruch.

1947 wurde der gymnasiale Zeig eingeführt. Die Schulen in Niedersachsen beginnen durchweg in der 5. Klasse mit Englisch als erster Fremdsprache. Während die übrigen Klassen in Kl. 7 Französisch bekommen, dem in Kl. 9 Latein als Wahlsprache folgt, fängt im gymnasialen Zug die Klasse 7 mit Latein an, Kl. 9 mit Griechisch; Englisch oder Französisch tritt hier als Wahlsprache auf. Die erste Gymnasialklasse hat gegenwärtig die 11. Klasse erreicht.

Auf Wunsch vieler Eltern ist in den letzten Jahren eine weitere Aufgliederung vorgenommen worden: Die Französischklasse gabelt sich in Kl.9 in einen sprachlichen Zweig mit Englisch, Französisch (Latein) und einen mathematisch-naturwissenschaftlichen Zweig, die Lateinklasse teilt sich in den sprachlichen Zweig mit Englisch, Latein (Französisch) und den gymnasialen Zweig.

Diese vier verschiedenen Züge entsprechen ungefähr den ehemaligen Schulformen: Reformrealgymnasium, Oberlyzeum oder Oberrealschule, Realprogymnasium, humanistisches Gymnasium. Insofern ist die scheinbar verwirrende Vielfalt das Ergebnis einer langen geschichtlichen Entwicklung. Der Gedanke, der hinter dieser Aufgliederung steht ist nicht die Auffassung, dass auf besondere Begabungen, Interessen oder Berufsabsichten Rücksicht genommen werden müsse; all das lässt sich in den Entwicklungsjahren nur in ganz seltenen Fällen festlegen. Es ist einzig der Gedanke, dass es in der geistigen Ausbildung Schwerpunkte geben muss, da sonst bei der Vielzahl der Fächer Oberflächlichkeit und innere Zersplitterung droht. Demgegenüber wird es als eine zweitrangige Frage angesehen, wo für die einzelne Schülerin der Schwerpunkt liegt. Das war etwas anderes, solange die Verschiedenheiten der Ausbildung in verschiedenen Schulen ihren Ausdruck fanden, von denen jede ihren eignen stark ausgeprägten Charakter hatte.

Es wird sich erweisen müssen, ob die Einheitlichkeit der Schule als einer Ganzheit durch die Hereinnahme dieser Verschiedenheit in Frage gestellt, oder ob sie dadurch bereichert wird. Eine Schwierigkeit entsteht freilich dadurch, dass in Klasse 10 viele Schülerinnen abgehen und infolgedessen auf der Oberstufe die gegabelten Klassen teilweise wieder zusammengelegt werden müssen.

Das 13. Schuljahr, das Ostern 1953 wieder eingeführt wird, erhält eine besondere Form: die Schwerpunkte werden stärker betont; eine Fächergruppe (Sprachen oder Mathematik und Naturwissenschaften) fällt so gut wie ganz fort; ein Teil des Abiturs wird schon am Ende von Kl.12 vorweggenommen. Und dadurch, dass kein neuer Lehrstoff verbindlich vorgeschrieben wird, ist die Möglichkeit gegeben zu ruhiger, vertiefender Arbeit.

Alles in allem hat die Schule auch in ihren unterrichtlichen Formen ihre intime Geschlossenheit verloren; sie ist zu einem großen System geworden, das gleichsam mehrere Schulen und Schularten in sich birgt.

Und trotzdem ist sie nicht bloß eine Lehranstalt, sondern sie ist und bleibt eine Schule von eigenem Gepräge. Denn über alles Organisatorisches hinaus entscheidet für den Charakter einer Schule das menschliche Zusammenleben, die gemeinsamen Erlebnisse in Klasse und Gesamtschule, kurz alles, was über Lernen und Unterricht hinausgeht. Davon wäre viel zu erzählen. Nur ein paar Einzelheiten können erwähnt werden.

Das Zusammenleben der Klassen ist sicher nicht unpersönlicher geworden als in früheren Zeiten. Durch das ganze Jahr ziehen sich Klassenveranstaltungen allerlei Art: Elternnachmittage mit Bewirtung und Vorführungen, das Aufführen von Spielen und kleinen Theaterstücken, Ausflüge und Fahrten. Und wenn die großen Fahrten der Vorkriegszeit nicht wieder aufgenommen werden konnten, so ist an ihre Stelle für die oberste Klasse ein 14tägiger Jugendherbergsaufenthalt mit intensiver Arbeit getreten (meist wird Goethes „Faust“ gelesen).

Wir suchen heute mehr nach Gelegenheiten zu stiller Konzentration als Gegengewicht gegen die Unmenge von Eindrücken und Anregungen, die auf die jungen Menschen einströmen. Die übrigen Klassen gehen kürzere Zeit – je nach der Altersstufe 3 bis 10 Tage – in Jugendherbergen.

Unabhängig davon läuft der Austausch mit Schülerinnengruppen anderer Länder: zuerst war es Dänemark, dann England und im laufenden Schuljahr zum ersten Mal Frankreich.

Die spannungsvolle, aber auch politische Erregung, die seit dem Krieg erste persönliche Begegnung mit dem Besuch dänischer Schülerinnen und Lehrer im Sommer 1949 erfüllte, ist im Laufe der Zeit weitgehend abgeklungen; der Austausch hat den Stil freundschaftlicher Besuche angenommen.

Das eigentliche Problem der großen Schule ist aber die Frage, wie die Gesamtheit das Gefühl verpflichtender Zusammengehörigkeit nicht verliert. Mit gleichmäßiger Selbstverständlichkeit findet sich am Montagmorgen die Schule in der Aula zur Morgenfeier zusammen., ebenso wie am Anfang und am Schluss der Ferien.

Besondere Akzente bekommt außerdem der Jahreslauf durch die regelmäßigen größeren Schulfeiern – die Weihnachtsfeier und die Entlassung der Abiturientinnen.

Hinzu kommt mindestens ein Musikabend, meist im November oder Dezember.

In der Gestaltung derartiger Feiern sieht die Schule eine ganz besondere menschliche und pädagogische Aufgabe, und es ist **deshalb niederdrückend, dass der bauliche Zustand der Aula jedem Bemühen Hohn spricht.**

Einen Höhepunkt des Jahres bildet das Schulfest. Wir haben keine feste Form dafür, sondern gestalten es jeweils neu. In einem Jahr war es ein „Rummelplatz“ am Kehr mit Verkaufsbuden, Vorführungen und einem fröhlichen Jahrmarktstreiben; es war zugleich die historische Stunde, dass der Plan gefasst wurde, einen Bund ehemaliger Schülerinnen zu gründen, am 7. September 1949.

Das Schulfest des Jahres 1950 war dann vorwiegend den alten Schülerinnen gewidmet, deren Verband bei dieser Gelegenheit offiziell gegründet wurde. Mit der Aufführung von Th. Wilders „Kleine Stadt“ bildete es einen Höhepunkt in der Schulgeschichte seit dem Krieg. Und wieder einen ganz anderen Stil hatte das Schulfest dieses Jahres 1952: die ganze Schule fuhr im Juli mit einem Sonderzug zum Hohen Meißner.

Diese Übersicht über die letzten Jahre konnte nur Daten und Tatsachen geben. In ihnen verbirgt sich das eigentliche Leben der Schule. Wer aber seine eigenen Schulerinnerungen noch nicht ganz vergessen hat, weiß, welche Fülle von Erleben hinter diesen Daten steht: Fiebernde Erregung der Vorbereitung, Angst und Begeisterung, Lampenfieber und befreiender Jubel.

Die Zeiten verändern sich; die menschlichen Erlebnisse der heranwachsenden jungen Menschen aber bleiben immer dieselben – Leid und Freud des Schülerinnenlebens.

1955 DÜSSELDORFER ABKOMMEN

Das **Düsseldorfer Abkommen**, auch **Abkommen zwischen den Ländern der Bundesrepublik zur Vereinheitlichung auf dem Gebiete des Schulwesens** genannt, ist eine von der Kultusministerkonferenz am 17. Februar 1955 in Düsseldorf beschlossene und am 1. April 1957 in Kraft getretene Übereinkunft zwischen allen Ländern der damaligen Bundesrepublik Deutschland zur bundesweiten Vereinheitlichung des allgemein bildenden Schulwesens. Grundlage der Vereinbarung waren von der Kultusministerkonferenz im Sommer 1954 in Feldafing erarbeitete Vorschläge sowie frühere Abkommen. Sie betraf vor allem Gymnasien und Mittel- bzw. Realschulen, weniger dagegen Volksschulen (Grund- und Hauptschulen).

Das Abkommen beinhaltete folgende zentrale Reformen, die zunächst für zehn Jahre Gültigkeit haben sollten:

- Alle Höheren Schulen erhielten die Bezeichnung *Gymnasium*; die Schulformen Realgymnasium und Oberrealschule wurden damit abgeschafft.
- Englisch wurde generell Pflichtfremdsprache.
- Bis zum Abitur mussten obligatorisch nur zwei Fremdsprachen erlernt werden, was den Wegfall der Pflichtbelegung von Altgriechisch an einigen Schulen bedingte.

Es enthielt ferner Bestimmungen über den Schuljahresbeginn, die Gesamtdauer der Ferien und den Zeitraum für die Sommerferien, die Bezeichnungen, Organisationsformen und Schultypen der bis 1964 als *Mittelschule* bezeichneten Realschule, die Anerkennung von Prüfungen und die Bezeichnungen der Notenskala.

Das *Düsseldorfer Abkommen* trug wesentlich zur Beruhigung der Debatte um den deutschen „Schulwirrwarr“ bei, obgleich die Forderung nach Schaffung eines Bundeskultusministeriums auch danach noch erhoben wurde. Es war der Vorläufer des Hamburger Abkommens von 1964.
